



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rhamm, Karl: Germanische Altertümer aus den Bauerdörfern Nordungarns
: 1. Durch slowakisches Land nach Deutsch-Praben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und wenn auch durch den Sturz Gladstones ein Stillstand in diese Thätigkeit der Gesetzgebung eintreten wird, so ist doch die Richtung, welche dieselbe einhalten muß, für die Zukunft angegeben, und wird schwerlich wieder verlassen werden können. (Schluß folgt.)



Germanische Altertümer aus den Bauerdörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

I. Durch slowakisches Land nach Deutsch-Praben.



Die Veranlassung zu meiner vorjährigen Sommerreise nach den deutschen Bauerdörfern bei Kremnitz in Nordungarn war eine eigentümliche. Im März des Jahres 1882 befand ich mich in Krain, um dort in dem deutsch-slawischen Grenzgebiete ethnographischen Untersuchungen nachzugehen. Von Belles begab ich mich nach dem entlegenen Gebirgskessel der Wochein, wo ich in dem Hauptdorfe Windisch-Feistritz einige Tage Aufenthalt nahm. Dort fand ich im Wirtshause des Doktoritsch einen Bergingenieur G., der mit seiner Frau im obern Stock zur Miete wohnte und mir bei meinen Studien aufs liebenswürdigste zur Seite stand. Eines Abends, als wir uns über slovenische Verhältnisse unterhielten, brachte ich die Rede auf die bekannte Gewohnheit der nächsten Nachbarn und Verwandten der Slowenen, der Kroato-Serben, nicht in einzelnen Familien zu wohnen und zu wirtschaften, sondern auf dem altüberkommenen Grundbesitze in größern verwandtschaftlichen Verbänden möglichst lange ungeteilt zusammenzubleiben, auf die sogenannte Hauskommunion, Hausgenossenschaft, Zadruga. „Das selbe können Sie, rief da G. zu meinem Erstaunen aus, bei uns in Ungarn unter den deutschen Bauern in Krickerhäu sehen, wo ich jahrelang als Bergbeamter zugebracht habe. Dort wohnt das ganze Geschlecht zusammen in einem großen Hause; unten ist die große Stube mit dem Ofen, darum ein Gestäng, an welchem eine Anzahl hängemattenähnlicher Wiegen für die kleinen Kinder befestigt sind; hier essen an einer Anzahl von Tischen die verschiedenen Familien zu Mittag; nachts schlafen die Unverheirateten hier unten ohne Betten, ohne daß etwas Ungehöriges geschähe, denn in Krickerhäu herrschen die strengsten und reinsten Sitten; oben im Hause hat jede Familie ihr Schlafzimmer mit einer Grenzboten III. 1886.

Speisekammer gegenüber; die Kinder werden zwei Jahre lang gesäugt, so lange schlafen sie bei ihren Eltern. Das Ganze steht unter einem gewählten Vorstande."

G.'s Mitteilungen waren für mich so überraschend, die Eigenart der geschilderten Zustände, mochten sie nun ein Auswuchs örtlicher Besonderheiten oder in der That, woran ich noch sehr zweifelte, aus Deutschland mitgebracht sein, erweckte mein Interesse so sehr, daß ich sogleich meine Geneigtheit bezeugte, mich möglichst bald an Ort und Stelle zu begeben, um selbst das Wunderbare zu sehen. Wenn Sie nach Kridlerhäu gehen, ermahnte mich G., wenden Sie sich nur an meinen Freund, den Postmeister Woland, da werden Sie sehr gut aufgehoben sein!

Allerdings haben sich in neuester Zeit die Zeugnisse für eine frühere weitere Verbreitung der Hausgenossenschaft erheblich vermehrt; wir wissen, daß sie noch bis in die neuere Zeit in Frankreich vorkam, daß sie bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft unter den großrussischen Bauern allgemein war, aber gerade für unsre Vorfahren hat man die Möglichkeit eines ähnlichen Zusammenlebens schon aus psychologischen Erwägungen ablehnen wollen, man hielt es für unglaublich, daß der harte, spröde, selbstwillige Sinn des Deutschen sich dem Zwange einer solchen Gemeinwirtschaft hätte unterwerfen können, eine auf die Anschauung unsers heutigen Bauernlebens gebaute Überzeugung, der schon der alte Lepner in seinem Büchlein über das preussische Lithauen (1690) bei der Beschreibung des patriarchalischen Lebens im lithauischen Hause Ausdruck giebt. „Man muß sich verwundern — sind seine Worte — über die Einträchtigkeit dieser Leute. Bei dem deutschen Bauer gehet solches nicht an; da kann selten ein Sohn mit seinem Vater im Hause leben: dafern der Sohn dem Vater zur Hand geht, geschieht es doch nicht von der Schwiegertochter.“

Daß indeß die Hausgenossenschaften trotzdem auch bei unsern germanischen Vorfahren in alter Zeit üblich gewesen sind, wird schon durch die bei Maurer, Geschichte der Frohnhöfe, S. 285 ff. gegebenen Nachweisungen außer Frage gestellt, und wenn bei ihm zunächst von den hörigen „Geschlechtern“ der Frohnhöfe die Rede ist, so ergänzt diese Lücke Denman Roß (Early History of Land-Holding among the Germans S. 25, Anmerkungen, bes. 72) durch weitere Zeugnisse für den Stand der Freien. Ja noch im Anfang unsers Jahrhunderts scheint die Hausgenossenschaft nach den fast unzweideutigen Angaben Ruzwurms (Eibofolke, Reval, 1855) bei den Inseln Schweden an den Küsten der Ostseeprovinzen verbreitet gewesen zu sein. „Auf Runö — sagt er § 219 — gehören vier bis fünf Familien zu einem Brote oder einer Gesellschaft, brö hiskap (im Wörterverzeichnis verdeutschte er brö mit Brot, gemeinschaftliche Kost, Haushalt, und vergleicht das Altschwedische i briaupi, im Brote, d. h. in der Familie) die durch enges Zusammenhalten und raschere Vollendung der gemeinsamen Arbeiten meist zu größerem Wohlstande gelangen.“ Dazu paßt freilich nicht recht, daß, wie er a. a. D. behauptet, alle schwedischen Bauergüter unteilbare

Majorate sind und die jüngern Söhne außer ein paar Stücken Vieh keinen Anspruch auf Abfindung haben. Übrigens ist dies das einzige sichere Zeugnis über ein jüngeres Vorkommen der Hausgenossenschaft in germanischen Ländern, das ich habe auffinden können, denn das patriarchalische Regiment des Vaters über eine Reihe von verheirateten, mit ihm zusammenlebenden Söhnen, wie es sich in den Gebirgen Norwegens noch bis in die neueste Zeit nachweisen läßt, gehört streng genommen nicht hierher, wenn auch solche Gewohnheiten dem Geiste der Hausgenossenschaft sehr nahe stehen und im wirklichen Leben leicht in letztere übergehen können. Für Deutschland aber liegen derartige Zustände in nebliger Ferne, und wir dürfen dem Zufalle umso dankbarer sein, daß in einer Vorzeit, in der die Hausgenossenschaft ohne Zweifel bei uns noch im Schwange war, eine Anzahl Bauerschaften in eine öde, verlassene Gegend Ungarns geworfen worden ist, wo sie, inmitten einer fremdartigen Bevölkerung, unangefochten von den Fortschritten der Kultur, jene uralten Einrichtungen bis auf unsre Tage rein erhalten konnten. Daß Schwicker in seinem bekannten Werke über die Deutschen in Ungarn dieser Besonderheiten keine Erwähnung thut, ist weniger befremdlich, als daß sein Hauptgewährsmann für die nordwestungarischen Deutschen, der Wiener Professor Schröer, der sich zur Untersuchung der Mundart in den deutschen Dörfern aufgehalten hat, nichts davon weiß, obgleich damals, in den fünfziger Jahren, die Hausgenossenschaft daselbst noch nicht, wie heute, abgestorben war, sondern in vollem, blühendem Leben stand — schwer begreiflich, da noch heute ein Blick auf diese riesigen, offenbar nicht für eine Familie zugeschnittenen Geschlechtshäuser genügt, auf das Außerordentliche der Verhältnisse aufmerksam zu machen.

Meiner Absicht, Krickelhäu zu besuchen, stellten sich in den nächstfolgenden Jahren Hindernisse in den Weg. Mittlerweile schrieb ich an Woland, kündigte ihm meine Absicht an, einige Zeit bei ihm zuzubringen, und bat um einige weitere Nachrichten, die er mir bereitwillig übermittelte und von denen mich am meisten die Mitteilung interessirte, daß die berührten Lebensgewohnheiten sich nicht nur in Krickelhäu, sondern in allen deutschen Dörfern gefunden hätten.

Endlich, im Anfang August v. J., verließ ich Wien, um mich geradeswegs an Ort und Stelle zu begeben. Ein Morgenzug brachte mich nach Preßburg, wo ich nur so lange verweilte, um zu Mittag zu essen und den seiner Aussicht halber berühmten Schloßberg zu besteigen, dann fuhr ich noch denselben Nachmittag weiter nach Tyrnau, mitten in das Gebiet der Slovaken hinein, die den ganzen Nordwesten Ungarns bewohnen.

Die Anlage des alten deutschen Städtchens Tyrnau kann als Muster gelten für die meisten deutschen Stadtgründungen in Nordungarn überhaupt. Man kann sie mit einer jener langbeinigen Spinnen vergleichen, die unsre Kinder — ich bin kein Naturforscher — mit dem Namen Käkebein bezeichnen. Der Körper des Tieres, der den Kern der Stadt und der Bürgerschaft darstellt,

entspricht dem sogenannten Ringe, einem bald mehr viereckigen, bald runden, geräumigen Plage, manchmal von solchem Umfange, daß alle Verwendungen, die wir unsern Plätzen — mehr Stationen für die Straßenzüge — zu geben pflegen, dreimal darauf Raum fänden; den Ring umschließen die ansehnlichsten Gebäude der Stadt, darunter meist der Gasthof, insgesamt mehrstöckig. Von diesem Mittelpunkte laufen nach allen Seiten strahlenförmig die Straßen aus, die im ganzen nur mit einstöckigen, unbedeutenden, weißgetünchten Häusern besetzt sind. Man hat diese Bauart wohl als eine eigentümlich deutsche hinstellen wollen und beruft sich darauf, daß sie im ganzen nordöstlichen Deutschland verbreitet ist, indes findet sie sich hier meines Wissens nur auf altem Slawenboden und erinnert so auffallend an die bekannten Rundlingsdörfer der Wenden, daß ich mich zu der Annahme versucht fühle, daß diese Ringanlage unter den Wenden, die viel früher Städte besaßen als ihre deutschen Nachbarn, entstanden und von dem deutschen Bürgertume der Ostlande eben nur aufgenommen sei. Wir wissen nicht, wie die versunkene Wendenstadt Vineta gebaut war, aber ich bin überzeugt, wenn ein zweiter Schliemann, ausgerüstet mit den Hilfsmitteln des zwanzigsten Jahrhunderts, in das nasse Grab des Haßs hinabsteigt, so wird er sein Taucherschiff auf einem Ringe verankern, der jenem von Pilsen an Umfang nichts nachgeben wird.

Am folgenden Tage setzte ich meine Reise nach Norden fort, das Waagthal hinauf, das jedoch erst gegen Trentschin hin den Charakter eines von Gebirgshängen umschlossenen Thalspaltens anzunehmen beginnt. Ich hatte eine Fahrkarte bis Sillein genommen, dem nördlichen Endpunkte dieser Strecke, indes der Anblick des Trentschiner Schlosses, das auf steilem Felsen unmittelbar über dem Bahnhofe aufsteigt und dessen hübsche Anlagen fast überschattet, fesselte mich so gewaltig, daß ich die Fahrt unterbrach. Ich eilte schnell zu dem Gasthose, um meine Sachen abzulegen, und beschritt sofort den Fußpfad, der gleich hinter den Häusern der gegenüberliegenden Straßenseite den hier zugänglicheren Berg erklimmt. Die alte Beste des weiland König Zapolya ist gerade so weit zerstört, um allen künstlerischen Anforderungen an eine schöne Ruine zu genügen, und doch nicht zu sehr, um dem hochlöblichen Magistrate das Vergnügen zu verderben, das Ganze unter Schloß und Riegel zu legen und die Schlüssel einem Kastellan anzuvertrauen, der in einem kleinen Häuschen daneben auf der Lauer liegt, übrigens ein so elend und kränklich aussehender Bursche, daß man mit frommer Ergebung seinen Schwall von Geschichtszahlen anhört und ihm mit Vergnügen die gebührenden Zehner in die Hand drückt. Oben machte ich die Bekanntschaft einer Gattung von Reisenden, wie sie selbst in unserm reisefertigen Zeitalter nicht gerade häufig vorkommen mag: es war eine böhmische Dame ungarischer Herkunft, in mittleren Jahren, aber noch wohl anzuschauen, die ihrem Sohne, anscheinend einem Primaner, zuliebe eine Fußreise von Mähren her über die Grenzgebirge hierher unternommen hatte, eine Reise im romantischsten

Stile, da die kühnen Reisenden in den unwirklichen Bergen ihre Nachtherberge bei Bauern hatten suchen müssen. Von hier wollten sie nach der Latra gehen.

Das Schloß Trentschin ist, wie schon gesagt, eine Ruine, wie sie im Buche steht. Da sind die geborstenen, zerklüfteten Mauern, da sind die öden Fensterhöhlen aus denen das Grauen schauen könnte, wäre nicht der Ausblick so herrlich ringsum auf die vielgestaltigen, über- und untereinander geschobenen Berggelände, die bald in behäbigerem Fall zu bebauten, von einzelnen Dörfern und Kirchen belebten Hängen sich ausbreiten, bald zu waldbedeckten, dunkeln Bergketten anschließen. Da ist der hochragende Bergfried mit seiner lebensgefährlichen, innen angebrachten Hühnerstiege, die uns auf die weit auslugende Plattform führt, da ist das Verließ mit seinem Moderduft, da ist die Kapelle. Da ist der tief in den lebendigen Stein gehauene Brunnen, da ist endlich, wie sich schickt, die Sage, die sich an eben diesen „Brunnen der Liebe“ knüpft. Während der Türkenkriege fiel, so erzählt man, die Gemahlin eines türkischen Paschas einer Streifschaar des Schloßherrn in die Hände, und dieser verlangte als Lösung, daß der liebende Gatte ihm durch türkische Werkleute einen Brunnen bauen ließ, was denn auch geschah.

In dem kleinen Städtchen Sillein (Zsolna), wohin ich folgenden Tages gelangte, nahm ich einige Tage Aufenthalt, um vorläufige Erkundigungen einzuziehen und mich über die weitere Richtung der Reise schlüssig zu machen. Ich mietete mich auf dem von Laubengängen umgebenen Ring in dem „Herren-Gasthof“ ein, der indes seiner pomphaften Aufschrift wenig Ehre machte, wie man denn überhaupt hier oben in den Orten, wo einer Garnison und deren kulinarischen Bedürfnissen nicht Rechnung getragen zu werden braucht, nicht besonders aufgehoben ist. Der Zug der Zivilisation und der guten Köchinnen geht eben donauabwärts und läßt die öden Gebirge des Nordens beiseite. Sillein ist ein stiller Ort, dem man nicht anmerkt, daß es ein wichtiger Bahnknotenpunkt ist, insofern die Waagthalbahn, die sich hier, dem Laufe des Flusses folgend, scharf nach Osten wendet, einen Zweig nach Norden über den Jablunkapasz nach Oderberg entsendet, zum Anschluß an die deutschen Bahnen. „Die Eisenbahn hinterläßt uns — können die Silleiner mit einem krainischen Bauer sagen — nichts als stinkenden Rauch.“ Nur zur Zeit des Wochenmarktes belebt sich der Ort mit einer Menge slowakischen Bauernvolks, das mit seinen echten Volkstrachten und seinen fremdartigen, bald mehr wilden, bald scheu und ordinär blickenden Gesichtern die Bogengänge des Ringes füllt und unter andern in Menge einen wunderbaren Käse feilbietet, der, von der Härte eines Geschosses, in ausschweifend barocke Formen gebracht, mit Kerbschnitten und Arabesken geziert, verdient, in unsern ethnographischen Museen aufgestellt zu werden, wo er vielleicht in Gefahr geriete, von einem gelehrten Forscher für einen neuen Negerfetisch erklärt zu werden.

Ehe ich Sillein verlasse, möchte ich zu Nutz und Frommen derjenigen, die

etwa Luft verspüren sollten, gleich mir unsre verlassenen Landsleute zu besuchen, einige Worte über die Lage und Verbindung ihrer Niederlassungen beifügen. Die deutschen „Haudörfer,“ so genannt, weil ursprünglich entstanden durch Ausbau im wilden Wald, woher auch die häufige Endung der Dorfnamen auf -häu, Krickerhäu, Hanneshäu, Glaserhäu u. s. w., liegen im Nordwesten der alten Bergstadt Kremnitz, da wo die Gespanschaften von Bars, Neutra und Turoz mitten im Gebirge zusammentreffen. Zerstreut über einen ziemlichen Raum, etwa fünfzehn bis zwanzig Quadratmeilen, hin und wieder durchsetzt von slowakischen Ortschaften, mögen sie, die mehr oder minder slawisirten eingerechnet, etwa 30 000 Seelen zählen, welche meist in großen, einstraßigen, oft auf stundenlange Erstreckung ausgezogenen Dörfern von 1- bis 2000 Einwohnern und darüber angesiedelt sind. Von Norddeutschland führt die beste Verbindung über Sillein, hier aber scheiden sich die Wege. Entweder man fährt mit der Bahn nach Osten und von Ruttka südlich auf Kremnitz, wobei man dicht vor der Stadt in den Stationen Stuben, Turz und Berg deutsche Dörfer berührt und Glaserhäu (Skleno) rechts liegen läßt. Von der weiter zurück gelegnen Station Znyó Báralya kann man, immer rechter Hand von der Bahn, wie ich es gethan, das Dorf Münichwies besuchen und auf einer neu eröffneten Chaussee über die Berge nach den westlicher gelegnen Ansiedlungen Gaidel und Deutsch-Praben herabsteigen. Eben dahin aber kann man von Sillein gelangen, wenn man die geradeswegs nach Süden über den hohen Berg Klak führende Landstraße einschlägt, welche mit Ausnahme der etwa 1½ Meilen langen Strecke von dem Markt Rajecz bis Laesko, wenn ich nicht irre, von der Post befahren wird. Von dem reindeutschen Städtchen Deutsch-Praben führt die Poststraße weiter über den Markt Priewitz (Privigyo) hinab nach Nagy-Belicz (Groß-Belitz), der Endstation der von Süden heraufziehenden, bei Tótmegyer von der Richtung Presburg-Budapest abzweigenden Eisenbahn, die den Zugang von Süddeutschland her vermittelt und demnächst zur großen Erleichterung des Verkehrs bis Znyó Báralya fortgeführt werden soll. Ein Übelstand ist es, daß das größte und wichtigste der Haudörfer, das abgelegene Krickerhäu, in der geraden Mitte zwischen Kremnitz und Priewitz nur mit letzterem Orte Postverbindung hat, von Kremnitz jedoch eigentlich nur auf einem etwa vierstündigen Fußmarsch zu erreichen ist. Ich bemerke gleich hier, daß man weitere Nachrichten über die Haudörfer bei Schwicker und dem von ihm benutzten Schröder (vergl. außer den bei Schwicker S. 240 aufgeführten frühern Aufsätzen Schröders noch sein einen Teil des offiziellen Berichts der Wiener Weltausstellung bildendes, auch besonders erschienenenes Schriftchen: „Das Bauernhaus.“ Wien, 1874), nachlesen mag, ich beschränke mich im folgenden grundsätzlich auf meine eignen Erlebnisse.

Obgleich Sillein, wie man sieht, noch ziemlich entlegen von den deutschen Dörfern ist, konnte ich doch schon hier eine volle Bestätigung der mir über das

Vorkommen der Hausgenossenschaft gemachten Angaben finden. Aber auch bei den Slowaken ist dieselbe, so hörte ich, früher in Übung gewesen, wenngleich nicht in demselben Umfange wie bei den Deutschen, was man aus ihrer mehr störrischen, weniger verträglichen Gemütsart erklärt. Nach einem alten Ungar mit weißem Bart, der schon in den polnischen Freiheitskämpfen der dreißiger Jahre gefochten hatte, herrschte die Hausgenossenschaft früher hier überall in den Gebirgen, ist aber heute so gut wie verschollen; auch hier bestätigt sich die Erfahrung, die man in den südslawischen Gebieten, Kroatien, Serbien, wie in Rußland gemacht hat, daß die Auflösung der gemeinsamen Wirtschaft von der verderblichsten Wirkung auf den Wohlstand der Bauern gewesen ist: ein Haus, das vorher hundert bis zweihundert Schafe weiden ließ und mehrere Joch Ochsen für die Pflugarbeit zur Verfügung hatte, ist heute in kleine Stücke zer schlagen, von denen keines seinen Mann nährt, keines ihn vollständig beschäftigen kann.

Um wenigstens einen Versuch zu machen, das *corpus delicti* einer slowakischen Hauskommunion — denn als eine solch gemeinschädliche Einrichtung wird dieselbe doch wohl von unsern Nationalökonomien und Kulturhistorikern zumeist betrachtet — in Augenschein zu nehmen, machte ich von Sillein am frühen Morgen einen Abstecher mit der Bahn nach der nördlich gelegenen Station Neustädtl (Ujhely), wo ich zu allererst einige soeben sich öffnende Kaufläden durchforschte, um meinen in Sillein abhanden gekommenen Schirm durch einen Gehstock zu ersetzen — vergebens, Gehstöcke werden in Neustädtl nicht vertrieben. Ich klagte meine Not einem behäbigen Manne, der vor einem Gebäude vom Anschein eines Wirtshauses sich eine Morgenbewegung machte — es war der Wirt selbst, der die Gefälligkeit hatte, mir seinen eignen, erst kürzlich geschnittenen und weißgeschälten Stab für meinen Gang anzubieten. Ich verstand diesen Wink des Schicksals und ging hinein, um einen Kaffee zu trinken und meinen Gönner, der, nebenbei gesagt, kein Semit war — eine, wie wir später sehen werden, durchaus nicht überflüssige Bemerkung —, etwas auszuholen. Er selbst wußte von Hauskommunionen in der Umgegend nichts, kannte dieselben aber, was ich nicht vergessen will, anzumerken, aus Rumänien, und seine Frau fügte hinzu, daß dieselben noch heute bei den Flößern in Viptau vorkämen. Dann wanderte ich mit meinem weißen Pilgerstabe in die Berge hinein und gelangte nach einigen Stunden nach dem Ziele meines Marsches, dem Dorfe Badinčov. Da meine Kenntnis der slowakischen Sprache zu gering war, um förderliche Zwiesprache mit den Bauern zu pflegen, die obendrein zumeist im Felde bei der Arbeit waren, nahm ich meine Zuflucht zu der jüdischen Schenke, wo mir die Wirtin — der Mann war nicht zu Hause — bei einem Glase Säuerling weitem Bescheid gab, unterstützt von einem Nachbar, den sein Hausirgengeräte bis nach Italien geführt hatte. Darnach kommt es noch vor, daß mehrere verheiratete Brüder unter dem Vater in einem Hause zusammen leben, so beim Richter Salla im benachbarten Dorfe Bazic, nur sehr selten,

daß die Brüder nach dem Tode des Vaters beisammen bleiben, wie mir auch beim Rückwege auf Befragen ein Bauer antwortete: „To malo biva, das kommt wenig vor.“ Dann ist der älteste der gazda, Wirt, seine Frau, die gazdina, kocht und führt die eigentliche Hauswirtschaft; bei eintretender Unfähigkeit des gazda wird ein anderer eingesetzt. So war es früher, aber heute „können sie sich nicht mehr vertragen.“ Das ganze Haus, ob eine oder mehrere Familien, führt den Namen čelae (sprich tšeläz; auch im Serbischen kommt čeljad in dieser Bedeutung vor), der sich im Deutschen am treffendsten mit dem Worte Gesinde wiedergeben läßt, das in den Ostseeprovinzen zur Bezeichnung der Hauskommunionen der Inselnsweden gebraucht zu werden pflegt (Bauerngesinde). Daß aber diese slowakischen Gesinde den Umfang der deutschen nie erreicht haben können, zeigt ein Blick auf die Wohnhäuser, die man selbst für eine Familie auffallend klein und beschränkt finden wird, auch wenn man sich vergegenwärtigt, daß man bei der Armllichkeit und Abgeschlossenheit dieser Gegenden den niedrigsten Maßstab an die Lebensgewohnheiten anzulegen hat und sich an ähnliche Verhältnisse in Rußland erinnern muß, wo die Hausgenossen des Nachts in der Stube auf Bänken, auf dem Ofen und selbst auf dem Boden herumliegen. Der Bauernhof hier im Gebirge unterscheidet sich übrigens wesentlich von dem slowakischen Hofe, wie ich ihn bei Tyrnau gesehen habe. Dort strecken sich die einzelnen Höfe langhin von der Straße rückwärts, sind aber, eng aneinander geschlossen, so schmal, daß die Straßenseite neben dem Hausgiebel fast nur noch für einen Thorweg Raum bietet. Tritt man hinein, so hat man auf der einen Seite, sagen wir links, ein fortlaufendes, einstöckiges Gebäude, welches von der Straße angefangen, unter demselben Dache Wohnung, Stallung und einen offenen Schuppen enthält. Auf der rechten Seite des Hofes findet sich nichts; diese Seite wird von dem entsprechenden Gebäude des Nachbarhofes eingenommen. Durch die Hausthür tritt man in eine Flur mit der Küche im Hintergrunde, die wie bei dem alten mitteldeutschen Bauernhause die nach der Straße blickende Stube von der Stallung scheidet. Dagegen findet sich eine sehr auffallende Abweichung von deutscher Gewohnheit in der Aufstellung der stodola, der Scheune, die nicht auf dem Hofe selbst, sondern dahinter im Garten liegt, nach dem hintern Dorfwege zu. Diese Besonderheit, die sich, beiläufig gesagt, auch in der Nähe der Stadt Stein am Anger bei Magyaren findet, scheint auch die alte Hofanlage des tschechischen Stammes zu kennzeichnen, da sie bis zum dreißigjährigen Kriege in Böhmen heimisch war und noch heute in einigen Gegenden vorkommen soll. Anders der Hof bei Badičov, der mehr dem mitteldeutschen ähnelt. Wie bei diesem, sind die Gebäude, unter ihnen auch die Scheune, auf drei Seiten um den Hof herumgestellt, während die vierte, die Straßenseite, entweder ganz frei bleibt oder bei den bessern Anwesen durch Zaun oder Mauer mit Thor und Thür abgeschlossen ist. Das Wohnhaus, welches in Badičov keine Stallung enthält, wendet der Straße seinen Giebel

zu und zeigt in der Mitte der Längsseite die Hausthür, die zunächst in ein enges Vorhaus, pritvor (ich schreibe nach Gehör), führt, das in eine Art Kumpelkammer ausläuft. Nach der Straßenseite zu tritt man in die Stube, die außer einer ringsumlaufenden Bank als hauptsächlich in die Augen fallendes Möbel einen großen Lehmosen, pec, aufweist, der die eine innere Zimmerecke ausfüllt und fast den vierten Teil der ganzen Stube einnimmt. An die eine der zwei freien Seiten des pec legt sich ein bankähnlicher, etwa zwei Fuß hoher Absatz, der Herd, ohništjo. Hinter dem Herde gähnt das Ofenloch, denn der pec wird nicht nach alter deutscher Bauernsitte von außen, von einem getrennten Herdraume, sondern von der Stube selbst aus geheizt. Darum ist es aber nicht etwa ein Windofen, denn der pec besitzt weder Kamin noch Schornstein: der Rauch muß zum Ofenloch heraus und sehen, wie er gelegentlich aus Thür und Fenstern ins Freie gelangt, kurz, der pec, der zugleich den Backofen vertritt, gehört zu der Gattung der Rauchöfen, die es in Deutschland nie gegeben hat, die aber sowohl in Scandinavien wie in den östlichen Slawenländern zu Hause sind. Der Herd enthält unter seiner Oberfläche einen Raum für Brennholz, das podohništjo. Auf der andern Seite der Hausflur sind ein paar kleine Kämmerchen, komora, anscheinend nicht zum Schlafen, über dem Geschoß der Dachboden, poval.

Diese Verquickung des Herdes mit dem Backofen — so drücke ich mich wohl am besten aus, wenigstens für die ältere Zeit, denn das Wort pec vom Stamme pek = backen bezeichnet ursprünglich den Backofen, der dann auch zum Heizen der Stube gebraucht wurde — ist für die alte Einrichtung der Polen und Tschechen, vielleicht noch der Kleinrussen, bezeichnend, aber nur für diese, denn die andern Slawenstämme kennen sie nicht. Übrigens kommt, wie mir die Wirtin in Badičov mitteilte, in der Gegend von Turocz, wo die Wirtschaften besser sind, auch die deutsche Art vor, den Ofen von der benachbarten Küche zu heizen, eine Einrichtung, die überall, wo sie altheimisch ist, durch das bei uns schon fast märchenhafte Gerät der Ofengabel gekennzeichnet wird, welche zur Winterzeit, wo man den Stubenofen zum Kochen benutzt, dazu dient, die Töpfe in dem tiefen Boche zurecht-, herein- und herauszuschieben. Umgekehrt werden wir den selteneren Fall sehen, daß sich in dem deutschen Dorfe Münichwies die slowakische Gewohnheit eingebürgert hat.

Nach Neustädtl zurückgekehrt, hatte ich noch, als ich mich eben aufs Beste mit einem Paprikarostbraten unterhielt, den Verdruß, von einem Gensdarmen, die Harmlosigkeit meiner Person beanstandet zu sehen, das zweitemal, daß mir trotz vieljährigen Umherstreifens in Osterreich-Ungarn mein Paß abverlangt worden ist. Daß ein steirischer Bauer, wenn ich in seinem Hause herumspionire und verfangliche Fragen nach der Lage und Einrichtung seiner Stuben und Kammern zc. stelle, anfängt, für seine Wertpapiere besorgt zu werden, sicht mich nicht mehr an, wenn aber ein Mann der Sicherheit den Anblick meines Schlapphuts nicht

ertragen kann, ohne nach den Handschellen zu fühlen, so ist es aus mit meiner Laune. Solch unwirtliche Küste zu fliehen ist Pflicht, und so schiffte ich mich mit dem nächsten Zuge wieder nach Sillein ein.

Am folgenden Morgen in der Frühe führte den antiquarischen Reisenden das Dampfroß zunächst durch die enge Schlucht der Waag nach Ruttka, dann südlich ablenkend gemach das breit ausgelegte Thal der Turoz aufwärts nach der Station Znyó Báralya, wo ich ein kleines, dort harrendes Landwägelchen bestieg, um die Entfernung nach dem Orte selbst, eine kleine Stunde, abzukürzen. Meine Wissenschaft von Znyó Báralya, d. h. dem Burgfleckchen Znyó (vom ungarischen Vár = Schloß, Burg und dem mit dem Possessivsuffix verbundenen Worte al, der Boden, untere Teil) ist nicht erheblich und beschränkt sich auf die erste, nach gut ungarischer Art mehr als nötig und für staubscheue Menschen mehr als wünschenswert breite Straße, auf der ich ausstieg, um unter den niedrigen weißen Häusern einen Gasthof ausfindig zu machen. Mein Wohlthäter in Neustädtl nämlich, derselbe, der sich als Darleiher des weißen Pilgersteckens um das Gelingen der Forschungsreise so große Verdienste erworben, hatte mir geraten, meinen Weg über Znyó zu nehmen und daselbst bei seinem Bruder einzufehren, einen Rat, welchen ich, da der Mann mir sehr gefiel, mit Vergnügen befolgte und in keiner Weise zu bereuen hatte. Nachdem ich über einige Dreckhausen gestolpert war, fand ich richtig vor einem Hofe, der sich von den andern eben in nichts unterschied, einen älteren Herrn auf einer Bank sitzen, dem sein langer, kastanähnlicher Rock etwa das Aussehen eines Pastors gab, der aber gleichwohl behauptete, der gesuchte Wirt zu sein. Ich verfügte mich über den Hof in das mit der Thür nach dem Hofe, mit dem Giebel nach der Straße gelegene langgestreckte Haus und wurde von dem Sohne, einem flinken, jungen Manne, in Empfang genommen, der mich in ein sehr behagliches Gastzimmer führte. Darauf erklärte ich meine Absicht, unter Zurücklassung meines Handgepäckes ohne Verzug einen Abstecher nach den benachbarten deutschen Ortschaften zu machen, vorher aber angesichts der in diesen Wildnissen zu gewärtigenden Strapazen mich durch einen kräftigen Imbiß zu stärken. „Vielleicht ist ein Gulasch da?“ fragte ich ihn. Allerdings war es erst neun Uhr morgens, meine Vermutung indes nicht unzeitgemäß, da die Ungarn es lieben, in die Zwischenräume der eigentlichen Mahlzeiten einen „kleinen Gulasch“ einzulegen, um einen „kleinen Appetit“ zu befriedigen. Überhaupt ist der „Gulasch“ in der Stadt, das „Paprikafleisch“ auf dem Lande in dieser Beziehung das Mädchen für alles, besonders letzteres ein unbestimmtes, höchst verdächtiges Wort, das sich überall da einzustellen pflegt, wo die Begriffe eines zivilisirten Gerichtes fehlen, womit ich indes nicht auf den echten Gulasch gescholten haben will, denn der echte Gulasch, halb Rind-, halb Hammelfleisch in Stücken in langer Brühe mit den erforderlichen Zwiebeln geschmort und durch einige Fingerspitzen Paprika zu rot-schillerndem Saft verklärt, ist, zumal bei großer Hitze, ein herrliches Gericht,

nur muß man den guten, ungarischen Landwein daneben haben. Aber es gab keinen Gulasch, und ich mußte mich mit einem Kaffee begnügen, den ich mit einer Menge vortrefflicher Sahne, einem Haufen Siptauer Käse und Butter zu substantiiren suchte. Mit der Etikette des krümeligen, scharfen „Siptauers,“ der sich, nach ungarischer Art mit Butter und Paprika zusammengeknetet, wegen seiner nährenden und wohlschmeckenden Eigenschaften auch außerhalb seiner ungarischen Heimat selbst in der Reichshauptstadt einer steigenden Beliebtheit erfreut, hat es dieselbe Bewandnis, wie mit unserm guten „St. Julien,“ er wird nicht bloß in der Siptauer Gegend, sondern überall hier herum von den slowakischen Schafhirten bereitet. Nun setzte ich meinen weißen Stab auf die Landstraße und wanderte unter dem Turmreste der angeblich von König Bela erbauten Burg Znyó hin in einem angenehmen Wiesenthale eine Stunde bis zu einem einsamen Wirtshaus, wo die Gebirge den Weg zu sperren scheinen. Hier teilt sich die Straße, und links führt die neue Chaussee über den Berg in zwei Stunden nach Gaidel, während man geradeaus an einem rieselnden Bach in einer kleinen Viertelstunde das Dorf Münichwies, gewöhnlich „Münwies“ genannt, erreicht.

(Fortsetzung folgt.)



Porträt, Genre und Landschaft auf der Berliner Jubiläums-Kunstaussstellung.

Von Adolf Rosenberg.

1.



ie schwierig auch im besondern die scharfe Trennung der verschiedenen Stoffgebiete der Malerei ist, so wird man im allgemeinen doch, in Anbetracht des uns von den Ausstellungen gelieferten Materials, an einer Teilung in vier Hauptgruppen: Historienmalerei, Porträt, Genre und Landschaft, festhalten müssen. Die Historienmalerei im weitesten Sinne des Begriffs, sogar mit Einschluß der in das Gebiet der Malerei großen Stils fallenden Genrebilder, haben wir bereits besprochen. Da wir Reides „Lebensmüde,“ Fleischers „Gotthardtunnel“ und Kampps „Letzte Aussage“ von unserm gegenwärtigen Thema deshalb ausschließen müssen, haben wir uns einiger der interessantesten Objekte beraubt. Denn diese Gemälde bezeichnen die Anfänge eines neuen Weges, welchen die deutsche Genremalerei mit großem Erfolge zu betreten anfängt. Doch finden sich noch einige andre Gemälde, die teils auf diesen Weg, teils auf andre neue Bahnen hindeuten. Von der deutschen Porträtmalerei auf unsrer Ausstellung ist nicht